

terschied zwischen dem „Baum des Lebens“ und dem „Baum der Erkenntnis“ wohl nicht ganz erfaßt, da Gottes Gebot sich nur auf das Essen vom Baum der Erkenntnis bezieht (dagegen S. 19; vgl. 1. Mose 2,9). Und doch ist dieses Buch für jeden, der Kirchenkunst tiefer verstehen will, eine wertvolle Hilfe. Es sind unendlich viele Beobachtungen zusammengetragen und auch (teils farbig) illustriert.

Als Beispiel aber zurück zum Apfel. Man kann davon ausgehen, daß er in der Antike als *Liebessymbol* angesehen wurde. Als solcher begegnet er auch im Hohelied (2,3 und 7,9). In 1. Mose 3 taucht er natürlich nicht auf. Erst im Mittelalter sei der Baum der Erkenntnis zum Apfelbaum geworden. Die Verfasserin sieht hier eine Entsprechung der immer stärkeren Interpretation von Sünde als „sinnliche Liebe“ (S. 48) oder „vergängliche irdische Lust“ (S. 50). Es mußte der Apfel als Liebessymbol sein, der die Sünde brachte. Hinzu komme die Lautgleichheit von *malus* = der Apfel und *malum* = böse, schlecht (ebd. S. 48). Diese These der Verfasserin hätte man gerne durch Kirchenväterzitate belegt. Das angeführte Irenäuszitat belegt sie jedenfalls noch nicht. Erstaunlich ist dann auch, daß der Apfel in der Hand des Jesuskindes und Marias, aber auch Gottvaters, gerade im Mittelalter seine negative Wertung verliert (S. 51). Als positives Symbol bekommt er die Verbindung zur „Caritas“, der Nächstenliebe, aber auch zum „Reichsapfel“, dem Erdball oder Kosmos als Herrschaftssymbol.

Diese Ambivalenz wird erkannt, aber kaum reflektiert. Das ist schade und deutet auf die eigentliche Schwäche dieses Buches: es erscheint sehr interessant, aber dann doch auch immer etwas oberflächlich in der Analyse. Das tut der Lektüre aber keinen Abbruch, hält es doch auch immer Überraschungen bereit.

Thomas Junker

**Henning Graf Reventlow, Epochen der Bibelauslegung.** Band IV: Von der Aufklärung bis zum 20. Jahrhundert. C. H. Beck Verlag, München 2001, ISBN 3-406-34988-9, 448 S., € 34.-

Mit diesem Band beendet Vf. die Darstellung der Epochen der Bibelauslegung. Auch in ihm will er die „Lebensarbeit ausgewählter Theologen und Laien mit der Bibel“ darstellen und damit die „Entwicklung ihres Verständnisses“ nachzeichnen, wie sie für die darzustellende Periode charakteristisch ist. Das gelingt ihm, wobei doch eine gewisse Einseitigkeit hinsichtlich eines Schweregewichts der sog. historisch-kritischen Forschung mit all ihren Facetten nicht zu übersehen ist. Daß er vor allem den Blick auf die deutsche Theologie legt, liegt daran, daß sie für bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts die maßgebliche Rolle gespielt habe. Erst später habe sich die angelsächsische, aber auch die römisch-katholische Forschung stärker in das Gespräch eingeschaltet. Andererseits wird die angelsächsische Forschung vom 16. bis 18. Jahrhundert sehr aus-

föhrlich dargestellt. Das liegt sicher daran, daß Vf. sich mit diesem Thema anderwärts ausführlich beschäftigt hat.

In Kapitel I behandelt Vf. die Lutherische Hermeneutik in Deutschland (im 16./17. Jahrhundert: Flacius, J. Gerhard), in Kap. II die „Bibel in England vom 16. bis 18. Jahrhundert“ (Cartwright, Hobbes, Locke, Toland), in Kap. III den „Kampf um den Text der Bibel“, in Kap. IV Frankreich und die Niederlande im 17. bis 18. Jahrhundert, in Kap. V „Die Bibel in Pietismus und deutscher Aufklärung“, in Kap. VI Bibelwissenschaft im 19. Jahrhundert, in Kap. VII die Religionsgeschichtliche Schule und in Kap. VIII „Neue Wege im 20. Jahrhundert“. Über die Auswahl der dargestellten Theologen (von Laien ist wenig zu lesen) kann man sicher streiten, doch fällt auf, daß Franz Delitzsch nicht behandelt wird (was Vf. selbst kurz, jedoch nicht recht überzeugend, begründet). Auffallend viel Raum wird den Biographien der dargestellten Theologen eingeräumt, wenn auch dabei zu bedenken ist, daß häufig deren Stellung zur Bibel jeweils mit ihrer Biographie etwas zu tun hat.

Die Leser dieser Zeitschrift wird vor allem das erste Kapitel interessieren. Bei Flacius beruft sich Vf. vor allem auf seinen *Clavis Scripturae sacrae*. Flacius betone, daß Gott trotz der für alle offenen natürlichen Gotteserkenntnis „auch ganz menschlich öffentlich zu den Menschen geredet“ habe durch die Patriarchen, die Propheten, seinen eigenen Sohn und die Apostel. Dies habe er schriftlich festlegen lassen. So sei die Schrift inspiriert, der Hl. Geist habe durch den Mund seiner Werkzeuge gesprochen und durch ihre Hand geschrieben; er lege die Schrift aus. Flacius habe betont, die Hl. Schrift sei aus sich selbst heraus verständlich. Bei der Bibelauslegung folgte er einem von Aristoteles herkommenden methodischen Vorgehen, der Synthese. In seiner Hermeneutik wollte Flacius ganz dem reformatorischen Grundsatz *sola scriptura* treu bleiben. Dabei folgte er Luthers christozentrischem Ansatz und kam so zu einer gesamtbiblischen Theologie, in der die Unterscheidung von Gesetz und Evangelium befolgt wurde. Bei aller Betonung der Selbstausslegung der Schrift warnt er davor, die menschliche Wissenschaft für schädlich hinsichtlich der Schriffterkenntnis zu halten.

Johann Gerhard hat mit seiner Schrift „Über die legitime Deutung der Heiligen Schrift“ ein kontroverstheologisches Hauptwerk herausgebracht. In ihr betont er die *perspicuitas* der Hl. Schrift. Er unterscheide nicht mehr zwischen Hl. Schrift und Wort Gottes, sie ist Wort Gottes. Gott ist Wirkursache der Schrift, diese nur Werkzeug. Gegen die Spiritualisten betone er die Zusammengehörigkeit von Schrift und Hl. Geist. Damit ist sie unfehlbar. In ihr komme nichts Widersprüchliches vor. Gerhards vorkritische Exegese sei vor allem dogmatisch orientiert gewesen. Der Aspekt der Geschichtlichkeit des Glaubens in seiner Bedeutung für das Bibelverständnis werde nicht erkannt. Vf. übergeht ganz das *testimonium Spiritus Sancti internum*, das doch für Gerhards Auseinandersetzung mit Bellarmin das entscheidende Argument darstellt. Der Rathmannsche Streit wird ebenso mit keinem Wort erwähnt. Beides ist unverständ-

lich. Für das Thema wichtige Theologen finden keine Berücksichtigung (Calov, J. G. Carpzov, Löscher).

Zu den anderen Kapiteln kann nur noch wenig gesagt werden. Wieder wird erkennbar, wie stark die frühneuzeitliche Aufklärung aus dem Calvinismus entspringt und welche Affinität der Pietismus zu ihr hatte. Die „Vertreter der Orthodoxie in Hamburg“ finden sicher nicht die ihnen gebührende Wertung. Bei Lessing ist auf den in der neueren Forschung hervorgehobenen Einfluß des nachreformatorischen Spiritualismus und der Herrnhuter hinzuweisen. Auffallend häufig wird in den Biographien eine lutherische Bekenntnisbindung genannt. Nur: Hengstenberg war reformierter Herkunft (was Vf. auch nennt), Schlatter war reformiert usw. Gerade er wird nur einmal nebenbei erwähnt, obwohl er doch zweifellos der einflußreichste Exeget der letzten einhundert Jahre ist. Der historische Hintergrund der Theologie von Karl Barth erscheint mir nicht genügend berücksichtigt zu sein: Während der russischen Oktoberrevolution saß er an der Ausarbeitung seines Römerbriefes! Man kann darüber schmunzeln, daß ihm ein „impressionistischer Stil“ und „nachkritische(n) Naivität“ bescheinigt wird. – So rationalistisch Bultmanns Exegese häufig ist, verkannt werden sollte nicht, daß er sich selbst – sei es zu Recht oder Unrecht – in seinem Glaubensverständnis als Lutherschüler verstand.

Bedauerlicherweise findet keine systematische Wertung der dargestellten Exegeten und ihrer jeweiligen Positionen statt, auch nicht am Schluß. Andererseits kann der Leser nur immer wieder feststellen, daß hinsichtlich der – vor allem historisch-kritischen – Forschung an der Bibel Positionen, die als „Feststellung der Wissenschaft“ und damit als endgültig hingestellt wurden, sich schnell als vergänglich erwiesen. Das ist nun einmal der Lauf der Wissenschaften. Darum: wer an der Quelle des christlichen Glaubens arbeitet, sollte viel bescheidener werden!

Einige Fehler sind stehengeblieben: Karl V. hat nicht 1557 (richtig: 1556) abgedankt; bei Barth wird O’Neill, Authority, zitiert, aber nirgends finden sich bibliographische Angaben dazu.

Karl-Hermann Kandler

**Oswald Bayer, Gott als Autor.** Zu einer poietologischen Theologie, Tübingen 1999, ISBN 3-16-147163-6, 333 S. 333, € 44.90

Ausgangspunkt einer „poietologischen Theologie“, wie Oswald Bayer sie mit diesem Band programmatisch vorzulegen sucht, ist der Charakter des göttlichen Wortes als *verbum efficax*, als wirksames Wort, das Wahrheit nicht einfach konstatiert, sondern konstituiert. Damit nimmt Bayer die Gottesbezeichnung des nizänischen Glaubensbekenntnisses als *Poietes* auf. Gott ist derjenige, der im Unterschied zum Menschen tut, was er sagt. Sein Reden und Handeln ist verlässlich. Konstitutiv für seine Charakterisierung als *Poiet* ist daher seine Autorschaft der heiligen Schrift. Theologie hat es infolgedessen mit